



Bericht zum 45. Basler Renaissancekolloquium

am 18. Oktober 2019

Julian Zimmermann, Benjamin Hitz

«Renaissance Underground»

Pamela O. Long (Washington, D.C.)

Underground Rome

In ihrem Beitrag «Underground Rome» widmete sich Dr. Pamela O. Long (Washington, D.C.) der „Ewigen Stadt“ im 15. und 16. Jahrhundert. Ihr Hauptaugenmerk lag dabei auf zwei Phänomenen, welche zumindest teilweise das Feld des Unterirdischen tangieren: die Straßen und Kanalisationen Roms sowie die Wasserversorgung der Stadt am Beispiel eines antiken Aquädukts, der *Aqua Virgo* (seit dem 15. Jahrhundert *Acqua Vergine*). Bei beiden Themenfeldern fokussierte sich die Vortragende auf Prozesse der Instandhaltung, wodurch der Blick auch auf die römisch-frühneuzeitliche Besonderheit eines bürokratischen Dualismus zwischen städtischer und kurialer Bürokratie und die damit einhergehenden infrastrukturellen Zuständigkeitsfragen gelenkt wurde.

Gerade in ihrem ersten Vortragsteil, der sich den Straßen, der Straßenreinigung und den Kanalisationen Roms widmete, trat dieser Dualismus deutlich zu Tage. Neben der berühmten und seit der Antike durchgehend intakten *Cloaca Maxima* verfügte die „Ewige Stadt“ nämlich nur über wenige funktionstüchtige und aufnahmefähige Kanalisationen, die kaum untereinander vernetzt waren. Im Vergleich mit anderen frühneuzeitlichen Metropolen (z.B. London) hinkte Rom also in der Entwicklung eines funktionstüchtigen Abwassersystems hinterher. In Verbindung mit den bis zur Tiberbegradigung Ende des 19. Jahrhunderts häufig stattfindenden Überschwemmungen des römischen Stadtgebiets, den nur selten gepflasterten Straßen und der häufig auch oberirdischen Abwasserkanalführung, kämpfte die römische Bürgerschaft mit einer ständigen Verdreckung der Straßen und somit der Stadt. Auch wenn es seit dem 13. Jahrhundert jährlich gewählte *maestri delle strade* gab, die sich u.a. um diese Problematik zu kümmern hatten, schien das Problem dauerhaft nicht lösbar zu sein, was vom 13. bis zum 16. Jahrhundert regelmäßige Steuererhebungen sowie ständig neu erscheinende Gesetze zur Straßensauberkeit nahelegten. Das offenkundig schwerwiegende und kaum in den Griff zu bekommende Problem hatte letztendlich, so Pamela O. Long, zwei zentrale Ursachen: zum einen war das Kanalisationssystem im römischen „Underground“ nicht ausreichend für die aus der Stadt zu befördernden Mengen an Abwasser und Dreck; zum anderen zeigte sich innerhalb der Stadt keine Institution für den Erhalt dieser Infrastruktur zuständig. Auch wenn mit privaten Geldern Bauprojekte für die Infrastruktur der Stadt finanziert werden konnten, so

musste die nachfolgende Instandhaltung, ebenso wie die Reinigung und Wartung des Straßensystems, stets neu zwischen kurialer und städtischer Bürokratie ausgehandelt werden. Auch die gesetzliche Verpflichtung der Anrainer zu Reinigungsarbeiten führte zu keiner dauerhaften Lösung, sondern lediglich zu immer wieder einmaligen und nach dem „Fundraising“-Prinzip finanzierten Arbeiten, nicht aber zu einer Form der institutionalisierten Erhaltung und Pflege.

Diesen bürokratischen Problemen standen jedoch, so die Vortragende, das rasante Anwachsen der Bevölkerung und der innerstädtische Bau-Boom diametral gegenüber. Dies forderte natürlich die Infrastruktur heraus, beginnend bei alltäglichen Dingen wie der Wasserversorgung. Die meisten Einwohner tranken zwar noch Wasser aus dem Tiber, das in Fässern in die Stadt transportiert und dort feilgeboten wurde, aber die wachsende Bevölkerungszahl, v.a. aber repräsentative Brunnenbauten mussten trotzdem mit Wasserleitungen versorgt werden. Hatte das antike Rom noch elf funktionierende Aquädukte, so galt dies in der Renaissance nicht mehr. Eine beinahe durchgehend funktionierende antike Wasserleitung war die *Aqua Virgo*, die seit dem 15. Jahrhundert unter dem Namen *Aqua Vergine* im Trevi-Brunnen endete. Gerade die Instandhaltung solcher wichtigen und symbolträchtigen infrastrukturellen Elemente war, wie Long ausführte, leichter zu bewerkstelligen als die oben thematisierte Straßenreinigung; für ein solch repräsentatives Projekt fand sich leicht eine Finanzierung in der Stadt. So wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Humanist *Agostino Steuco* mit der Planung der Restaurationsarbeiten beauftragt, zu den eigentlichen Arbeiten kam es aber erst nach seinem Tod in den 1560er Jahren unter Papst Sixtus IV. und unter Leitung seines Nachfolgers *Pirro Ligorio*. Das Projekt war für die wachsende Stadt von großer Wichtigkeit und damit auch für das Ansehen der Auftraggeber, was zu einer kritisch-öffentlichen Begleitung des Projektfortschritts und häufigem Wechsel der zuständigen Fachkräfte führte. Dass die Instandhaltung antiker Infrastruktur (insbesondere antiker Aquädukte) auch zur öffentlichen Selbstrepräsentation der Auftraggeber genutzt wurde, ist kein neues Phänomen der Renaissance, sondern beispielsweise auch schon aus der mittelalterlichen römischen Kommune vom 12. bis zum 14. Jahrhundert bekannt.

Pamela O. Longs Vortrag zeigte mit diesem Fokus auf infrastrukturelle Elemente der Stadt Rom in der Renaissance, so Prof. Lucas Burkart in der anschließenden Diskussion, dass die Grenze zwischen „underground“ und „above“ sehr dünn ist. Vieles was der heutige Betrachter als unterirdische Infrastruktur der Stadt benennen würde, war teilweise unterirdisch und teilweise oberirdisch zu finden, was sowohl für Wasserleitungen wie auch Kanalisationen in der „Ewigen Stadt“ galt. Gerade das Fehlen ausreichender und gut vernetzter, somit funktionstüchtiger unterirdischer Infrastruktur – wie durch die Vortragende am Beispiel der Kanalisationen exemplifiziert – wirkte sich im alltäglichen Leben auf das oberirdische Rom aus. Fehlende unterirdische Abwasserleitungen führte oberirdisch zu verschmutzten Straßen, was wiederum zu zahlreichen Versuchen einer – in sich inkonsistenten – Bürokratie führte, dem Problem Herr zu werden. „Underground Rome“ wirkte sich somit merklich auf die Verfassung der „Ewigen Stadt“ im Allgemeinen aus.

Koen Vermeir (CNRS, Paris)

«Divining the underground. Divining rods in early modern France»

Der Vortrag von Koen Vermeir (CNRS, Paris) über Wünschelruten im Frankreich der Frühen Neuzeit rührte an grundlegende wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen, was nicht zuletzt die lebhafteste Diskussion zeigte. Vermeir stellte den Einsatz von Wünschelruten zur Exploration des Untergrunds im Hinblick auf Erzvorkommen, welche sich für den Bergbau lohnten, vor.

Angesichts der noch heute verbreiteten Verwendung von Wünschelruten zeigte sich, dass es verlockend erscheint, die zeitgenössischen Debatten über Wirksamkeit, Funktionsweise und Einsatz des Verfahrens heutigen Vorstellungen gegenüberzustellen. Wie soll man mit einem Phänomen umgehen, das auch in der Gegenwart noch umstritten und wissenschaftlich nicht belegbar ist? Koen Vermeir erwähnte in der Diskussion seine Erwägungen, den heutigen Einsatz zu verfolgen, und gab der Befürchtung Ausdruck, was passieren würde, wenn die Technik tatsächlich funktionierte.

Während die heutige Kritik sich an Aspekten wie der Pseudowissenschaftlichkeit und dem Vorwurf der Quacksalberei festmachen lässt, war die frühneuzeitliche Diskussion eher an der Kategorie des Magischen orientiert. Das zeigten die zwei Fallbeispiele, die Vermeir vorstellte.

Der französische Bergbau steckte im 16. Jahrhundert in einer Krise: Einerseits trafen Metalle aus Amerika in Europa ein, andererseits war die Ausbeutung von oberflächlichen Erzquellen erschöpft. In diesem Kontext sind obrigkeitliche Bemühungen zu sehen, mit Hilfe von Expertenwissen aus dem deutschen Raum den Bergbau wiederzubeleben. Jean de Chatelet und Martine de Bertereau hatten in ganz Europa Erfahrungen gesammelt und sollten nun mögliche Minen aufspüren. Die besondere Herausforderung bestand nun darin, das Unsichtbare unter dem Boden sichtbar zu machen. Weil sie dabei Wünschelruten einsetzten, wurden sie mit dem Vorwurf der Magie konfrontiert und deswegen gar inhaftiert – beide starben im Gefängnis. Von Martine de Bertereau sind Schriften erhalten, die die verwendete Technik erklären und rechtfertigen. Diese Rechtfertigung kombiniert aus heutiger Sicht wissenschaftliche Aspekte wie die Beobachtung der Vegetation mit der Verwendung der Wünschelrute. Letzteres wurde oft als eine Strategie der Verschleierung von Wissenschaft mittels Magie interpretiert: Die Rute diene als Mittel, die wirkliche Praxis der wissenschaftlichen Erkundung zu verstecken. Koen Vermeir stellt allerdings eine andere Funktion der Wünschelrute zur Diskussion: Sie war ein Mittel, um abstrakte wissenschaftliche Vermutungen konkret darzustellen und damit den Zeugen der Prospektion eine sichtbare Aussage über die Aussichten für den Bergbau zu geben. Die Wünschelrute war so ein Mittel der Externalisierung von ExpertInnenwissen. Ihre tatsächliche Wirksamkeit tritt damit in den Hintergrund.

Das zweite Beispiel stammt aus dem späten 17. Jahrhundert und steht in einem ganz anderen Kontext, nämlich demjenigen der Verbrechensaufklärung. Jacques Aymar konnte offenbar auf spektakuläre Weise einen Mordfall im Rhonetal aufklären, indem er seine „Impression“ des Tatorts aufnahm und mittels Wünschelrute Spuren des Verbrechers detailliert aufzeigte. Die Behörden wurden darauf aufmerksam, und nachdem er in Lyon weitere Vorführungen mit der Wünschelrute erfolgreich absolviert hatte, wurde eine Replikation der erstaunlichen Resultate in Paris angestrebt. Vor versammeltem Adel und Wissenschaft scheiterte Jacques Aymar hingegen kläglich – eine Erleichterung für den Historiker, wie Vermeir bemerkte, denn damit war der Betrüger entlarvt. Aymar hingegen ging wieder in andere Regionen und führte seine Vorführungen mit grossem Erfolg fort. Zeitgenössische Erklärungen für den Erfolg in der Provinz und das Versagen in Paris bemühten durchaus wissenschaftliche Aspekte, wie zum Beispiel ein unterschiedlicher (und in Paris störender) Einfluss des Erdmagnetismus. Auch in diesem Fall galt die Wünschelrute nur als Mittel der Externalisierung von Vorgängen, die im Körper stattfanden. Im Gegensatz zum Beispiel der Minenexploration zeigt sich aber, dass die Debatte schon näher an unseren heutigen Debatten über die Wünschelrute war: Wissenschaftlich angehauchte Erklärungsversuche standen Betrugsvorwürfen gegenüber. Allerdings gab es zur gleichen Zeit auch Versuche von Geistlichen, die die Wirkung der Wünschelrute als dämonisches Phänomen untersuchten. Vermeir wies in diesem Zusammenhang erneut darauf hin, dass die eigene Haltung (sowohl der Zeitgenossen als auch der heutigen HistorikerInnen) zur Wünschelrute die Interpretation massgeblich beeinflusste.

Die anschliessende, sehr lebhaft debattierte sich stark um Aspekte der Wissenschaftsgeschichte, zum Beispiel um das noch heute virulente Problem der Replizierbarkeit von Experimenten und die Frage, wie viel Glauben bei der Beurteilung von wissenschaftlichen Erklärungen mitspielt. Der Vortrag rührt so an zentrale Themen unseres Verständnisses von Wissenschaft. Gerade die immer noch grosse Verbreitung von Wünschelruten stellt uns vor ähnliche Herausforderungen wie die Menschen der frühen Neuzeit. So meinte Vermeir auf die Frage, weshalb Martine de Bertereau die Rute nicht einfach wegliess, wenn sie so offensichtlich gefährlich war, sie sei eben von der Wirksamkeit der Rute überzeugt gewesen!